Maifrost

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **3 (1913)**

Heft 19

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635950

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 · 1913 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 10. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Junger Wald.

Von Adolf Frey.

Der junge Wald ist ein grüner Rausch
Aus dem Becher des Frühlings getrunken;
Mein wintermüdes Auge saugt
Die blitzenden Blätterfunken.

Die Quelle schürzt ihr silbern Gewand
Und springt den Reigen am Hange;
Die Kronen sprudeln übervoll
Vom sprühenden Drosselsange.

O wüßt' ich, wo du einsam gehst
An den sprossenden Wälderlehnen!
Die webenden Gründe hauchen und weh'n
Und bringen mir dein Sehnen.

Maifrost.

Studie von Jakob Boßhart.

1.

„Du sollst nicht gerecht sein gegen ihn; denn wohin kämen die Besten von uns mit der Gerechtigkeit.“ Jakobsen.

I.

Ihr Mann hatte sie verlassen. Das war nun lange her; er war verschollen, vielleicht tot, sie unterdessen fast alt und recht einsam geworden. Man nannte sie Frau Fröhlicher, sie, die seit zwanzig Jahren kaum je gelacht hatte und nie anders als in Grau oder Schwarz zu sehen war. Sie haßte den Namen, er kam ihr als etwas Fremdes, Unwahres vor, wie ein Höcker, der ihr auf dem Rücken saß und sich nicht abschütteln ließ. Manchmal freilich verfolgte sie der Gedanke, ihn abzulegen, aber sie hatte ihn ja am Altar empfangen und konnte ihn, da sie von ihrem Mann gesetzlich nicht geschieden war, nicht abwerfen, ohne ein Unrecht zu begehen. Auf etwas Unrechtem sollte sie aber niemand ertappen. Sie zählte sich zu den Gerechten, wenn sie auch das Wort nicht im Munde führte.

Sie bewohnte ein einfaches Häuschen vor der Stadt, zusammen mit ihrer Brigitte, einer salzigen, alten Jungfer, die schon bei ihrer Mutter gedient hatte nnd uun mehr als zur Hälfte Herrin des Hauses war, sich für unentbehrlich hielt, und es als Schwäche betrachtet hätte, ihre Launen zurückzubinden.

An einem frostigen Mainachmittag saß Frau Fröhlicher voller Mißmut an ihrem Schreibtisch. Auf schwüle Föhntage, die Gras und Blumen mit Gewalt aus der Erde getrieben hatten, war rauhes Wetter gefolgt, zuweilen wirbelten, vermischt mit den Regentropfen, schwere Schneeflocken aus den Wolken und setzten sich im Gras und auf den Dächern fest. Brigitte hatte ihren energischen Tag und bestimmt erklärt, man fange in so vorgerückter Jahreszeit nicht mehr zu heizen an, bei etwas Bewegung sei die Kälte ganz wohl auszuhalten, es sei in der Küche auch nicht wärmer. Kälte sei überhaupt der Gesundheit zuträglicher als künstliche Wärme. So saß denn die Herrin fröstelnd da, die Feder in der Hand und den Blick ohne Sammlung auf einen angefangenen Brief gerichtet, den die kalten Finger nicht vollenden mochten. Endlich beschloß sie, der Ungemütlichkeit ein Ende zu bereiten. Sie warf die Feder hin, steckte die goldene Brille ins Futteral und ging zum Ofen, wo in der Holzkiste vom Winter her noch ein paar Scheiter übrig geblieben waren. Damit machte sie sich Feuer und hörte dann mit Behagen zu, wie die Flammen gleich guten Geistern im Ofen rumorten und musizierten, wie das Blechrohr sich dehnte und gemütlich knisterte.

„Schade,“ dachte sie, „das bißchen Wärme wird bald verflogen sein.“

Sie hatte einen Augenblick die Absicht, der Magd zu klingeln, aber sie stellte sich den Kopf vor, den Brigitte sich wenigstens für eine Woche aufsetzen würde und beschloß, sich selber zu helfen, in ihrem Schreibtisch einmal gründlich aufzuräumen und mit seinem Inhalt das Stübchen zu heizen. Diese Arbeit wäre schon lange nötig gewesen, die Schubladen waren alle so voll gestopft, daß sie kaum zu bewegen waren; es häuft sich im Lauf der Jahre so vieles an, besonders bei einsamen Leuten, die sich an Sachen halten, weil sie sich nicht an Menschen anlehnen können. Aber sie hatte sich nie zum Aufräumen entschließen können, denn der Schreibtisch enthielt ihre Vergangenheit, und darin mochte sie nicht wühlen.

Nun aber war der Entschluß da. Weil sie fröstelte, glaubte sie gegen alle Anfechtung und Sentimentalität gefeit zu sein. Mit einem energischen Griff zog sie die unterste Schublade — es war die schlimmste — heraus, setzte sich damit vor den Ofen und begann ihre Arbeit. Die Schublade enthielt Briefe, die sorglich und liebevoll mit rosafarbenen, grünen oder blauen Bändern zusammengebunden waren, wie Bräute oder junge Frauen in einsamen, verträumten Stunden zu tun pflegen.

Frau Fröhlicher wußte wohl, was in der Schublade zum Vorschein käme, und doch schoß ihr, als ihr Blick auf den Inhalt fiel, eine Blutwelle in die Wangen, und sie ward wieder unschlüssig. Aber sie wollte sich ja ein behagliches Stübchen machen, sie wollte ja ruhig bleiben und einmal aufräumen in ihrem Schreibtisch und in ihrem Leben, die Zeugen ihres schon allzulang getragenen Jammers, die wie gebannte böse Geister in ihrem Tische hausten, endlich vernichten. Um ihre Unschlüssigkeit zu überwinden und sich selber zu überrumpeln, warf sie mit raschem Entschluß eines der Bündel, ohne es aufzulösen, in den Ofen und gewärtigte, was die Flammen damit anfangen würden. Aber es ging nicht, wie sie erwartet hatte. Das Papier wollte nicht brennen, es zermoderte, ohne Wärme zu erzeugen, langsam, und füllte das Zimmer mit einem unangenehmen Geruch. Sie mußte zum Schürhaken greifen und das Bündel lockern und zerreißen. Mit dem zweiten wollte sie es geschickter anstellen, sie löste es auf, um Brief um Brief dem Feuer zu übergeben. Da aber der Ofen die erste Ration noch nicht verdaut hatte, glaubte sie in ihrem Vernichtungswerk eine Weile innehalten zu müssen, und dabei tat sie, was keineswegs in ihrem Plane gelegen hatte: sie setzte mechanisch die goldene Brille auf und entfaltete eines der vergilbten Blätter; sie wußte nicht, war es aus Gedankenlosigkeit oder aus uneingestandener Absicht und Neugier, und vermied es, darüber ins Klare zu kommen. Als nun aber das Blatt vor ihren Augen ausgebreitet war, fühlte sie, daß sie im Begriffe war, eine Torheit zu begehen, ja sie schämte sich heimlich ihres Mangels an Konsequenz, aber sie konnte nicht widerstehen. Sie hatte den Brief gleich erkannt, einstmals hatte sie ihn auswendig gewußt und wäre auch jetzt noch imstande gewesen, die Hauptstellen wörtlich herzusagen. „Schwäche oder nicht," sagte sie sich, „ich werde es nochmals durchkosten müssen, ein letztes, allerletztes Mal," und sie las alle vier Seiten durch, erst langsam und dann immer schneller, und als sie am Ende war, fühlte sie sich von einer großen Unruhe erfaßt.

Es war der erste Brief, den er ihr geschrieben; er hatte ihr darin seine Liebe gestanden, am Tag nach einer Maifahrt, die sie in größerer Gesellschaft nach einer Insel im See unternommen hatten, wo bei Tanz auf dem jungen, duftenden Rasen und bei allerlei Spiel unter Blütenbäumen die Wangen rot und die Herzen entzündbar geworden waren. Sie hatte ihn dieses Briefes wegen später oft gehänselt: er habe ihn so sauber geschrieben und sorgfältig abgefaßt, wie einen Schulaufsatz, gewiß habe er dazu einen Entwurf gemacht und die schönsten Stellen aus Büchern zusammengeschrieben. Er hatte dazu gelacht, weder „ja" noch „nein" gesagt, und so war der Brief oft für sie der Gegenstand lustiger Neckerei geworden. Auch jetzt tauchte in ihr wieder die Frage auf: „War seine Liebeserklärung wirklich nicht viel mehr als ein Aufsätzchen? eine Stilübung?"

Sie las den Brief nochmals mit kritischen Augen durch und ward ärgerlich darüber, den Ausdruck jetzt natürlicher zu finden, als damals, und so wenig wie sie früher an der Aufrichtigkeit der Worte ernstlich gezweifelt hatte, so wenig konnte sie es jetzt. Ja, er mußte sie einmal aufrichtig geliebt haben, wie war es dennoch zwischen ihnen so trübselig geworden? Wie können Menschen, die sich einmal so nahe standen, so ozeanweit auseinander kommen?

Lange hielt sie den Brief mit beiden Händen ausgebreitet übers Knie und warf ihn dann mit dem Seufzer: „Ach, daran ist nun nichts mehr zu ändern!" in den Ofen. Wie sie ihn auflammen, braun und schwarz werden und zu Asche zerfallen sah, da drehte sich ihr etwas in der Brust um. Dennoch war sie töricht genug, auch den folgenden Brief zu lesen und so einen nach dem andern. Es war ihr, sie durchfliege einen spannenden, warmblütigen Roman, die Koseworte entschwundener Zeit schlichen sich ihr traulich ins Herz, und immer schwerer wurde es ihr, die Blätter dem Feuer zu überliefern, besonders dasjenige, das ein fast zu grauem Staub verfallener Vergißmeinnicht umschloß. Sie fand in den Briefen ihr Jugendbild wieder, Anspielungen auf ihr reiches, braunes Haar, auf die schmalen, scharf geschnittenen Lippen, die starken Augenbrauen, die sich ob der Nasenwurzel berührten, Neckereien wegen der Brille, die sie damals schon tragen mußte, Komplimente über ihre schlanken Finger, über ihre zierliche Gestalt, die mit allerlei Pflanzengebilden verglichen wurde, über den Wohlklang ihrer Stimme, über ihren leisen, leichten Gang. Und neben ihrem Bild das seine, das so ganz von dem ihrigen abwich; graue, schelmische Augen, blondes, etwas gelichtetes Haar, heiße, rote Lippen.

Sie hattte das erste Bündel, etwa drei Dutzend Briefe aus den ersten Brautwochen, noch nicht ganz verbrannt, da war sie schon klaftertief in ihre Jugendzeit hineingeraten und hatte unvermerkt angefangen, ihre Liebes- und Leidensgeschichte zu überdenken und nochmals durchzukosten. Früher hatte sie sich immer vor dem Schmerz gescheut, den ihr dieses Aufwühlen ihrer Erinnerungen bereiten würde, jetzt wollte sie ernst und sachlich vorgehen, Recht und Unrecht gewissenhaft abwägen und dann den Richterspruch fällen, ausschöpfend und endgültig, um hierauf ruhiger und von schwerer Last befreit, weiter leben zu können. Sie war völlig davon überzeugt, daß es für sie ein Freispruch würde, nie hatte sie sich schuldig gefühlt und niemand hatte je das Uebel auf ihre Rechnung gesetzt. Aber mit dem Urteilfällen ging es so rasch nicht; ihr Liebesroman lag ihr nun lebendig und quälerisch im Sinn und wollte erlöst sein. „Es war doch schön damals, was war

alles vor- und nachher dagegen!" Und es fiel ihr der Nachmittag ein, an dem sie sich die Ringe gekauft hatten. Die Eltern wußten von ihrer Verlobung noch nichts — es war ihre erste, von Gewissensbissen beunruhigte und doch so süße Heimlichkeit — da lockte Edwin sie nach einem Spaziergang in einen Goldschmiedladen unter dem Vorwand, er müsse sich eine Krawattennadel kaufen und brauche ihren Rat. Wie sie aber drinnen waren, sagte er mit so lauter Stimme, daß der ganze Laden aufhorchte: „Wir sind so glücklich, uns Eheringe kaufen zu müssen; bitte, lassen Sie uns ihren Vorrat sehen, Herr Schellhorn!" Er sagte das so drollig und glückstrahlend, daß sie trotz ihrer Verlegenheit lachen mußte, und als er ihr dann einen Ring ansteckte, der für ihren Daumen noch zu groß gewesen wäre, und ihr der Goldschmied, die Gelegenheit wahrnehmend, etwas Zierliches über ihrer Hände Beschaffenheit zuschmunzelte, da kam eine so ausgelassene Fröhlichkeit über die an ein sittsames Wesen doch streng Gewöhnte, daß sie ihrem Bräutigam vor den fremden Leuten einen Kuß gab, was sie nachher allerdings als recht unziemlich empfand und verurteilte.

So spann sie den Faden weiter, sie wußte selbst nicht wie lange, und auf einmal hörte sie sich laut denken: „Er war doch ein lieber Kerl! Ja, damals," fügte sie halb erschrocken und sich berichtigend hinzu. „Ja, damals! damals! Wie süß war mir jedesmal das Herz bewegt, wenn er kam, wie lieb jede Blume, jede Kirsche oder Erdbeere, jede Kleinigkeit, die er mir verehrte, wie wohlklingend jedes seiner Worte und wie ansteckend sein Lachen. Ging wirklich all das Glück von ihm aus?" setzte sie behutsam, um sein Verdienst nicht allzusehr anwachsen zu lassen, hinzu. „Hätte mich jeder andere nicht auch so froh gemacht? Liebenden verwandelt sich ja alles in Sonnenschein, ob sie wollen oder nicht! Selig die Blinden! So kommt es, daß der Glückstraum zerfliegt, sobald man wach und sehend wird!"

II.

Gleich nach der Hochzeitsreise fing es zwischen ihnen zu knacken und bald zu reißen an.

„Wer spricht das Tischgebet?" fragte sie ihn vor dem Mittagessen, „bei uns hat das der Vater als seine Sache angesehen."

Er blickte vor sich hin mit einem verlegenen Gesicht und sagte endlich: „Ist das nötig, Hedwig?"

Sie staunte ihn an: „Nötig? ja, und schicklich dazu! Mir würde das Essen nicht schmecken."

„Man betet bei Tisch wegen der Kinder," entgegnete er, „das war gewiß bei euch auch so, deinetwegen wurde gebetet . . ."

Sie unterbrach ihn: „Nein, das gehörte bei uns zum Leben!"

„Wenn wir einmal Kinder haben, wollen wir es auch tun," lachte er gezwungen.

Sie protestierte mit strengen Lippen, und er sagte bittend: „Sieh, mein Kind, ich habe das nie geübt, das war bei uns nicht Sitte, ich habe überhaupt seit meinen Knabenjahren nie mehr laut und nie vor andern Leuten gebetet, ich käme mir wie ein Büblein vor, wenn ich es jetzt vor dir tun müßte. Schone mich! Bete leise für dich und laß mich gewähren."

Sie sah ihn lange an und entgegnete spitz: „Das ist kein schöner Stolz." Dann sprach sie leise, aber mit deutlicher Bewegung der Lippen, ihr Gebet, und er wartete mit essen, bis sie zu Ende war. So wurde es dann immer gehalten.

Am Abend hatte der Auftritt ein kleines Nachspiel. Beim Schlafengehen stellte sie an ihn die Frage: „Sag, Edwin, betest du denn überhaupt nicht!" Sie ließ ihn am Ton merken, wie schwer ihr die Sache wog. Er zögerte lang, auffällig lang, und sie erwartete schon ein „nein" und quälte sich in Gedanken, als er endlich kurz erwiderte: „Doch, ich bete auch auf meine Art!"

Da war sie froh und begriff nicht, daß er sich nachher mißmutig in Schweigen hüllte. „Er ist so verschlossen," dachte sie, „und scheut sich, sein Inwendiges herauszukehren, und wir sind nun doch Mann und Frau."

In den folgenden Tagen entstand ein kleiner Kampf zwischen ihnen wegen der Zeitungen, die sie halten wollten. Sie trat für das ein, was sie in ihrem Elternhaus gesehen und gelesen hatte, und war standhaft genug, ihren Willen durchzusetzen. So hatten die beiden fast täglich sich ein Gefecht zu liefern: ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und dann die Versöhnung, und folgenden Tages wieder ein kleiner Zank, ein kurzes Schmollen und eine Versöhnungsszene. Die junge Frau machte sich nicht zu viel daraus, ihre Mutter sagte ihr, das sei in den ersten Wochen nach der Hochzeit, da man sich aneinander gewöhnen müsse, nicht anders und werde sich schon geben. Hedwig freute sich heimlich, daß sie ihren Willen fast immer durchsetzen konnte, und ihr Mann im Grunde so nachgiebig und friedfertig war. Uebrigens fiel ihr diese Nachgiebigkeit nicht besonders auf, denn in ihrem Elternhause war es auch nicht viel anders gewesen, die Mutter hatte den Ton angegeben und der Vater freundlich zugestimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Schweiz.

Wahrlich, ein überflüssiges Beginnen, uns zu sagen, daß die Schweiz schön sei! Fast so überflüssig, wie einem zwanzigjährigen Mädchen zu versichern, daß es jung und hübsch sei. Das ist doch selbstverständlich. Und doch tut es uns Schweizern jedesmal in der Seele wohl, wenn wir die fremden Besucher vor unsern Bergen in Verzückung stehen sehen und ihre bewundernden Ausrufe hören: Großartig schön! Ganz wundervoll! Das gibt's nur in der Schweiz! — Letzten Sommer fuhr ich mit einer Schar Berner Buben auf einer Schulreise durchs Lauterbrunnental hinauf. In unsern Wagen war auch ein holländischer Professor eingestiegen. Der freundliche Herr schloß bald Freundschaft mit den Knaben, die mit ihm das Wagenfenster teilten. Wie wir Lauterbrunnen näherrückten und der Staubbach in Sicht kam oder kommen sollte, standen die Buben am offenen Fenster und der Holländer mitten unter ihnen. Mit dem einen Arm hielt er die zunächst stehenden Knaben umschlungen, mit dem andern wies er hinaus in die morgenfrische Bergwelt und hinauf an die